

UMSCHAU

Die Grimmschen Märchen

Zum Christfest 1812 konnte der deutschen Jugend von den Brüdern Grimm zum ersten Mal eine Weihnachtsgabe auf den Tisch gelegt werden, wie sie sich einst Herder gewünscht hatte: „Eine reine Sammlung von Kindermärchen in richtiger Tendenz für den Geist und das Herz des Kindes, mit allem Reichtum zauberischer Weltszenen, sowie mit der ganzen Unschuld einer Jugendseele begabt, wäre ein Weihnachtsgeschenk für die junge Welt künftiger Generationen.“

Der erste Band der Kinder- und Hausmärchen hatte sogleich einen ungewöhnlichen Erfolg, nicht nur äußerlich durch einen guten Absatz trotz der wirtschaftlich schlechten Lage, die der Krieg dem Buchhandel gebracht hatte; größer war der innere Erfolg, wie er in dem lebhaften Beifall der Kinderwelt, die das Buch mit hellem Jubel begrüßte, zum Ausdruck kam. Heute sind die Grimmschen Märchen, wenn man von der Bibel absieht, das verbreitetste Buch der deutschen Sprache.

Wenn man erwägt, wie dieser außerordentliche Erfolg möglich gewesen ist, so liegt sein Geheimnis zweifellos darin, daß es den Brüdern Grimm gelang, den treuherzigen, kindlichen Ton der Erzählung zu treffen und den Weg zur Seele des Kindes zu finden. Zwar fehlt es nicht an Stimmen, die die Märchen aus der Kinderstube, überhaupt aus Haus und Schule verbannt wissen wollen; aber demgegenüber brauchte man nur auf die Stimmen der Kinderwelt zu hören, um den Nachweis zu liefern, daß die Märchen nicht so arm und kraftlos an Gehalt sind, wie manche zu glauben meinen.

Die Brüder Grimm hatten bei der Herausgabe des ersten Bandes nicht an eine so große Wirkung in der Kinderwelt gedacht und dabei nicht ins Auge gefaßt, daß die Kinder selbst die Märchen lesen sollten. Sie hatten vielmehr geglaubt, daß ihnen daraus vorgelesen werden sollte. In diesem Sinn hatte Jacob Grimm am 29. Oktober 1812 an Achim von Arnim, den Freund und Förderer der Märchen, geschrieben: „Wenn Ihr unsere Kindermärchen lest, so müßt Ihr sie nur recht nach und nach, nicht auf einmal lesen, denn es ist nicht eine, sondern viele Geschichten, jeden Abend eine oder mehrere, sonst machts müde, wie man nicht viel Milch trinken kann, und eine wahre Milchspeise sind sie.“ Auch Wilhelm Grimm hatte in der Vorrede zur zweiten Auflage 1819 zur Erläuterung des Titels „Kinder- und Hausmärchen“ geschrieben: „Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen; weil aber einen jeden ihre einfache Poesie erfreuen und ihre Wahrheit belehren kann und weil sie beim Haus bleiben und forterben, werden sie auch Hausmärchen genannt.“

Ängstliche Gemüter glaubten, das Buch ihren Kindern nicht in die Hand geben zu können, weil sich darin manche anstößige Redewendungen und Ausdrücke fanden. Deshalb hatte Arnim den beiden Brüdern den Vorschlag gemacht, auf dem Titelblatt den Zusatz hinzuzufügen: „Für Eltern zum Wiedererzählen“. Damit war jedoch Jacob Grimm keineswegs einverstanden und erklärte: „Ich glaube, daß alle Kinder das ganze Märchenbuch in Gottes Namen lesen und dabei sich überlassen werden können. Ich glaube, man darf nicht anders hier denken, als daß den Reinen alles rein sei und fruchtbringend, ganz allgemein genommen. Wir haben z. B. zu Haus die Bibel gelesen, jeden Abend ein Kapitel, es sind doch viele Stellen darin, die wohl mancher ängstlich zurückhalten würde, und ich versichere dich, daß ich durchaus nichts anders dabei gedacht, das verstehst du noch nicht, ich weiß mich dieses Gefühls bestimmt zu erinnern.“

Deshalb hatten sie in der Vorrede zum zweiten Band den Zweck, den die Märchen erfüllen sollten, mit den Worten umrissen: „Wir wollen indes durch unsere Sammlung nicht bloß der Geschichte der Poesie einen Dienst erweisen, es war zugleich unsere Absicht selbst, die darin lebendig ist, wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, und darum auch, daß ein eigentliches Erziehungsbuch daraus werde.“ Von dieser Ansicht waren sie fest überzeugt. Wilhelm Grimm verteidigte sich gegen den von mancher Seite erhobenen Vorwurf der Unreinheit mancher Märchen im Vorwort zur zweiten Auflage: „Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit einer geraden, nichts Unrechtes im Rückhalt bergen den Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kindesalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht. Sollte man dennoch einzuwenden haben, daß Eltern eins oder das andere in Verlegenheit setze und ihnen anstößig vorkomme, so daß sie das Buch den Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten, so mag für einzelne Fälle die Sorge begründet sein, und sie können dann leicht eine Auswahl treffen: im ganzen, das heißt für einen gesunden Zustand, ist es gewiß unnötig!“ Eine solche Auswahl trafen die Brüder Grimm einige Jahre später selbst in der 1825 erschienenen kleinen Ausgabe, die ausdrücklich für die Kinderwelt bestimmt war und heute eine ungeheure Verbreitung gefunden hat.

Eigentlich sollte diese Verbreitung für sich selbst sprechen. Denn ein Buch, das sich durch anderthalb Jahrhunderte hindurch mit unverminderter Kraft erhalten und in das Bewußtsein des Volkes eingegangen ist, kann nicht schlecht sein. Jedes Kind, ob arm oder reich, liest noch heute vom ersten Erwachen des Geistes an die Grimmschen Märchen mit großer Begeisterung, und Anspielungen auf die Märchen werden noch heute ebenso gut verstanden wie solche auf die Bibel. Ja, man hat sogar behauptet, die Märchen seien die Bibel des Kindes. Sie haben sich sozusagen das Bürgerrecht bei uns erworben, so daß wir heute nur von den „Grimmschen Märchen“ schlechthin sprechen.

Und doch ist schon viel dagegen geschrieben worden, von Berufenen und Unberufenen, und manche haben sogar ihren erzieherischen Wert bestritten. Aber, solange es Menschen mit verschiedener Weltanschauung gibt, wird über den Wert oder Unwert der Märchen gestritten werden. Deshalb bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Grimmschen Märchen zeitlos sind und im Laufe der Zeit noch an Lebenskraft gewonnen haben, was sich nur von wenigen Büchern in gleichem Maße feststellen läßt. Ja, es läßt sich sogar behaupten, daß sie unvergänglich sind. Auch heute noch, im Zeitalter der Maschinen- und Atomindustrie, werden die Märchen von jung und alt gern in aller Welt mit unverminderter Teilnahme gelesen. Sogar in Ländern, wie in Amerika oder Rußland, sind die Grimmschen Märchen heute weit verbreitet. Das ist kein Wunder; darin drückt sich die Sehnsucht nach einer ewigen Jugend aus, deren Schlüssel in der Märchenwelt liegt. Wie das Kind mit gläubigem Herzen die Feen und Prinzen und die guten und bösen Menschen unterscheiden lernt, so ist für den Erwachsenen das Märchen ein Weg zur Rückkehr in das Land der Jugend, und sei es nur für ein paar Augenblicke. Wie der Mann in dem Ritter ohne Furcht und Tadel sein Wunschbild von einst wiederfindet, so sieht die Frau im Dornröschennmotiv das Symbol von unberührtem Mädchentum, das durch den Dornenstrauch vor den Versuchungen der Außenwelt bewahrt bleibt, bis der Prinz kommt und sie ins Leben führt und glücklich macht. Die Märchenwelt ist angefüllt mit Ungeheuern und bösen Mächten, die den Menschen bedrängen; aber stets ist es der Held, ein ganzer Mann, der die Welt befreit, ob es ein Graf oder Schweinehirt ist, ein Riese oder ein Däumling. Nicht die Übermacht von Menschen entscheidet den Sieg, sondern ein Mann, der sich mit seiner ganzen Persönlichkeit dafür einsetzt. So enthalten die Märchen viele gute Lehren in allgemeiner Form, noch viel häufiger aber am lebendigen Beispiel für jung und alt in Dorf und Stadt. Sie beschenken uns, wenn wir danach greifen. Sie geben uns den Glauben, daß das Gute belohnt und das Böse bestraft wird, und wir freuen uns über den Hans im Glück.

Wichtiger aber ist, daß die Jugend durch die Lektüre der Märchen bleibende Lebenswerte erhält, daß sie unaufdringlich und unbewußt in die Lebenskunde eingeführt wird, die sie für das Leben festigt und rüstet, mit anderen Worten, daß alles, was an Geistes-, Gemüts- und Willenskräften in der jugendlichen Seele aufgespeichert liegt, zum Leben erweckt und gefördert wird im Sinn des Herderschen Satzes: „Ein Buch hat oft eine ganze Lebenszeit hindurch einen Menschen gebessert oder verdorben.“ Die Jugend sieht alles noch viel reiner an und findet oft ohne Bevormundung durch andere den richtigen Weg. Deshalb schwärmt sie für den tapferen Helden und Ritter, der die Armen beschützt und die Bedrängten rettet. Denn in der tiefsten Verborgenheit ihres jungen Herzens liegt der Kern zum Guten und der Wunschtraum, selbst ein solcher Held, ein Drachentöter oder ein Ritter zu sein. Wie gern würden sie einmal solche Heldentaten vollführen und die Rolle eines Beschützers wie in den Märchen übernehmen. Wenn auch die rauhe Wirklichkeit sich oft anders gestaltet, so wird der Jugend das wertvolle Bildungsgut doch so nahegebracht, daß die Lektüre zur Herzenssache wird, von der sie so bald nicht mehr loskommt. Denn auch im Märchen gibt es einen steten, unaufhörlichen Kampf mit den bösen Mächten des Lebens, aber immer wird gezeigt, daß deren glückliche Überwindung mit den gesunden Lebensanschauungen der Jugend in Übereinstimmung gebracht wird. Immer ist es ein Mann ohne Furcht und Tadel, ein ganzer Kerl, der des Dankes eines ganzen Volkes gewiß ist, wenn er selbst auch keinen Dank für sich begehrt.

Deshalb sollte man in dieser an inneren Werten so armen Zeit die Jugend wieder mehr zu dem Quell der Freude an der Märchenwelt zurückführen, wo der Hochmütige vor aller Welt lächerlich gemacht, der Eigennützte gebrandmarkt, der Treulose grausam bestraft wird, wo dagegen die Nächstenliebe, die Freundes- und Gattenliebe reich belohnt werden. Im Märchen siegt nicht die Übermacht, sondern die Selbsthilfe und Nächstenliebe.

Trotz alledem blieb es manchen neueren Pädagogen vorbehalten, die Forderung zu stel-

len, die Grimmschen Märchen aus den Lesebüchern zu verbannen, weil sie erziehungswidrig wirkten. Bis zu welcher Verschrobenheit der Anschauung man sich in dem Meinungsstreit verstieg, erhellt aus der Tatsache, daß ein Erzieher allen Ernstes die Grimmsche Märchensammlung als ein „ekelhaftes Buch“ bezeichnete. Demgegenüber sei auf das Buch von Erwin Müller: „Psychologie des deutschen Volksmärchens“ (München 1928) verwiesen, besonders auf das Kapitel: „Pädagogisch-psychologische Untersuchungen der pädagogischen Märchenfrage“. „Das Märchen an sich“, heißt es da, „ist unschädlich, sobald es nur nicht in Hände gerät, die es schauspielerhaft übertreiben, vergrößern, affektvoll ausgestalten und damit das kindliche Nervensystem aufpeitschen, zwischen Lust und Grauen herumhetzen, und dann das Kind unruhig und bewegt zu Bett zu schicken.“

Welchen Eindruck die Märchen auf die Kinderwelt machten, bezeugt ein kleiner Vorfall, der hier berichtet sei: Eines Tages erschien an der Tür in der Linkstraße in Berlin ein etwa achtjähriges Mädchen und schellte. Als die Dienerin öffnete, sagte es, es wünsche den Herrn Professor Grimm zu sprechen. In der Annahme, es handle sich um eine Bestellung, führte die Dienerin das Mädchen in das Arbeitszimmer Jacob Grimms, der es freundlich empfing und nach seinem Begehrt fragte. „Bist Du es, der die schönen Märchen geschrieben hat?“ fragte es. „Ja, mein Kind, mein Bruder und ich haben die Hausmärchen geschrieben.“ – „Dann hast Du wohl auch das Märchen vom klugen Schneiderlein geschrieben, wo es am Schluß heißt: wem nicht glaubt, bezahlt einen Taler.“ – „Das hat mein Bruder geschrieben“, antwortete Jacob und ließ es durch seine Schwägerin zu seinem Bruder führen. Hier wiederholte das Mädchen die Frage und fuhr dann fort: „Nun sieh, die Geschichte glaube ich nicht, denn ein Schneider wird niemals eine Prinzessin heiraten. Da ich es nun nicht glaube, muß ich Dir einen Taler bezahlen. Da ich nun nicht so viel Taschengeld habe, will ich Dir vorerst einen Groschen geben und das übrige Geld nach und nach abtragen.“ Dann holte es aus seinem Geldtäschchen einen Groschen heraus und gab ihn Wilhelm Grimm.

Dieser wollte ihm den Groschen zurückgeben, aber es weigerte sich und sagte: „Die Mama sagt, Geld darf man nicht geschenkt nehmen.“ Dann verabschiedete es sich sehr artig. – Die Geschichte ereignete sich im März 1859.

Generationen von Kindern haben seither diese Märchen gelesen, und noch immer ist ihr Wert ungebrochen.

Wilhelm Schoof

Werturteile

Der Werturteilsstreit ist unter den National-ökonomien ausgebrochen; sein erster unvergeßlicher Höhepunkt war die Tagung des Vereins für Socialpolitik 1909 in Wien. So ist es nicht verwunderlich, daß immer wieder National-ökonomien sich gedrängt fühlen, in diesen noch keineswegs ausgetragenen Streit einzugreifen, um ihn einer Klärung und damit Entscheidung entgegenzuführen. So ist auch W. Hofmann Nationalökonom und stellt sich als solcher gleich eingangs seiner hier zu würdigenden Ausführungen¹ gewissenhafterweise die Frage nach der Qualifikation des Nationalökonomien zu einer „Schrift von so sehr soziologischem und philosophischem Inhalt“ (5). In der Tat ist seine Studie ebenso sehr soziologischer wie philosophischer Natur. Die Werturteilsfrage, so wie er sie anfaßt, erweist sich als ein Sociologicum allerersten Ranges. Glücklicherweise verfügt Hofmann sowohl über das soziologische als auch über das philosophische Rüstzeug; die spezifisch nationalökonomischen Probleme dagegen spielen in dieser Untersuchung nur eine untergeordnete Rolle.

¹ Werner HOFMANN, *Gesellschaftslehre als Ordnungsmacht; die Werturteilsfrage — heute*. Berlin: Duncker & Humblot 1961. 153 S. (Erfahrung und Denken, Schriften zur Förderung der Beziehungen zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften, Bd. 8) DM 16.80.

Kurz vorwegnehmend läßt sich Hofmanns Ergebnis folgendermaßen zusammenfassen. Wissenschaft kann werten und diese ihre Wertungen in Werturteilen niederlegen, ja, durch Verzicht auf selbstverantwortliches Werten gibt sie sich selbst auf; nichtsdestoweniger kann Gesellschaftslehre nur insoweit Wissenschaft sein, als sie darauf verzichtet, gesellschaftliche Ordnungsmacht sein zu wollen. Diesem auf den ersten Blick zwiespältig erscheinenden, in Wirklichkeit durchaus nicht zwiespältigen Ergebnis strebt der Verfasser auf einem zweifachen Wege zu; der eine Weg führt über eine Untersuchung, wie Wertungen überhaupt zustande kommen, oder, wie er es nennt, des Wertbildungsvorgangs; der andere Weg führt über eine Soziologie nicht des Wissens, sondern der Wissenschaft(en). Erstere Untersuchung ist an sich erkenntnistheoretischer Art; da jedoch der untersuchte Vorgang nach Hofmann Sozialprozeß ist, hat auch diese Untersuchung einen soziologischen Einschlag.

Zunächst möchte es scheinen, als versperre sich Hofmann jeden Zugang zu Werturteilen, denen ähnlich „wie Sachurteilen *Objektivität*, d. h. Erweisbarkeit und Prüfbarkeit ... zukommen“ (18), wenn er, um den Unterschied zwischen Sachurteilen (Urteilen über Sachverhalte) und Werturteilen scharf herauszustellen, sagt: „Sachverhalte bestehen ganz außer unserem Nachdenken über sie, Wert verleihen erst wir ihnen“ (17; im Text gesperrt). Nichtsdestoweniger will er Werturteile durchaus nicht subjektiv verstanden wissen, sondern erklärt: „Auch unsere Wertmaßstäbe bilden sich an Sachurteilen, und hierdurch letztlich an der Erfahrung“ (18, im Text gesperrt). Obwohl daher Werturteile nicht wie Sachurteile wahr oder falsch sind, d. h. mit dem Sachverhalt entweder übereinstimmen oder ihm widersprechen, besteht auch für sie die Alternative, entweder zutreffend und darum „gültig“ oder unzutreffend zu sein und darum, selbst wenn sie allgemeine Geltung besitzen sollten, der Gültigkeit zu erlangen. Ob das Werturteil zutreffend ist oder nicht, bestimmt sich nach seiner „Beziehbarkeit auf eine von unserem Denken unabhängige Sphäre, die uns das Material der Erkenntnis liefert“ (18/19). Diese „Beziehbarkeit“ soll es